

zum Zweiten Vatikanischen Konzil, Bd.4, Freiburg i.Br. 2005, 337–580, 473, in Bezug auf PO 9,2.

⁸ Vgl. dazu Beschluss: Räte und Verbände, Teil III.1.16. In: Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland. Beschlüsse der Vollversammlung. Offizielle Gesamtausgabe, Bd. I., Freiburg i. Br. 1976, 651–677, 663f.

⁹ Vgl. dazu Statut der Gemeinsamen Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland und Bestätigung des Statuts durch den Heiligen Stuhl. In: Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland. Beschlüsse der Vollversammlung. Offizielle Gesamtausgabe, Bd. I., Freiburg i. Br. 1976, 856–862.

Gemeinden als Orte lebendiger Gemeinschaft im Glauben

Reinhard Feiter und Judith Könemann

Gegenstand von zum Teil erhitzten Diskussionen und ein Feld einschneidender Veränderungen sind gegenwärtig die Gemeinden, näherhin die Ortsgemeinden in den deutschen Bistümern. Zurzeit werden diese in fast allen deutschen Bistümern neu geordnet.

Das geschieht in unterschiedlich einschneidender Weise. Doch wie es bei der Renovierung eines Altbaus oft passiert, bleibt es selten bei nur einer Baustelle. So wird heute vielerorts neu darüber befunden, wie die Diözese räumlich gegliedert ist, welche karitativen, bildenden und sonstigen Einrichtungen es gibt, welche Kirchen und Kapellen unterhalten werden und welche Dienste hauptamtlich verrichtet werden. Diese Fragen greifen ineinander, und so stehen die Bistümer letztlich vor der Frage, wie sie ihrem Auftrag der Verkündigung, der Feier des Gottesdienstes und der Diakonie auf Zukunft hin nachzukommen gedenken.

1. Größere pastorale Räume

Einen Masterplan für diese Umbauprozesse gibt es nicht. Von Bistum zu Bistum verschieden sind vielmehr die Programme, ihre Ziele und Leitworte, das eingeschlagene Tempo und das Ausmaß der Veränderung. Trotzdem kommen die verschiedenen diözesanen Entscheidungen in einem überein: in der Tendenz zu größeren pastoralen Räumen; und bei aller diözesanen Vielfalt zeichnen sich auch drei Typen solcher größerer pastoraler Räume ab:

a) Die Kooperation von Pfarreien: Mehrere Pfarreien arbeiten in verschiedenen pastoralen Feldern verbindlich zusammen, bleiben dabei aber rechtlich selbstständig. Sie haben nach wie vor einen eigenen Vermögensverwaltungsrat (Kirchenvorstand, Verwaltungsrat oder Stiftungsrat) und einen eigenen Pfarrgemeinderat.

b) Eine Art *Verbandspfarrei* (wie man das Konstrukt in Anlehnung an die staatlichen „Verbandsgemeinden“ in Rheinland-Pfalz und Sach-

sen-Anhalt nennen könnte): Diese besteht zwar ebenfalls aus selbstständigen Pfarreien, doch binden sich diese – z. B. durch Gründung eines Kirchengemeindeverbandes – rechtlich aneinander. In der Folge halten die einzelnen Kirchengemeinden nur noch die finanziellen und Sachmittel vor, während der Kirchengemeindeverband das „operative“ Geschäft erledigt, z. B. als Anstellungsträger der kirchengemeindlichen Angestellten fungiert.

c) Die *Pfarrei* bzw. nach vormalig geltenden Maßstäben die *Großpfarrei*, die entweder als sehr mitgliederstarke Pfarrei bereits besteht oder durch die Fusion mehrerer Pfarreien neu geschaffen wird. Solche Pfarreien können heute die Größe von mehreren zehntausend Katholikinnen und Katholiken erreichen.

Während einige Bistümer allerdings die Kooperation von Pfarreien oder verbandspfarreiähnliche Konstrukte nur als Etappe auf dem Weg zu Fusionen zu betrachten scheinen, ist auf der anderen Seite festzustellen, dass mit den unterschiedlichen Typen bisweilen auch den unterschiedlichen Gegebenheiten Rechnung getragen werden soll. Dann sind Kooperationen für ländliche Regionen vorgesehen, während in Städten oder Ballungsräumen Fusionen bevorzugt werden. Doch insgesamt ist ein Trend zu Zusammenlegungen und zur Bildung von Großpfarreien nicht zu übersehen, wenn er auch im Norden stärker zu sein scheint als im Süden.

So hören heute an manchen Orten Pfarreien auf zu bestehen, die erst vor wenigen Jahrzehnten errichtet und mit einem hohen Engagement der Gläubigen aufgebaut worden sind, während andernorts jahrhundertalte Pfarreien und pfarrliche Zuordnungen untergehen.

Überraschend sind diese Vorgänge nicht wirklich. Denn seit 1974 sinkt die Zahl der Katholikinnen und Katholiken stetig. Um 10 % hat sie zwischen 1990 und 2007 in Deutschland abgenommen, und 2006 war sie wieder auf dem Niveau von 1960 angelangt. Da hieran aber die Mitgliedschaftsentscheidungen, näherhin die Kirchenaustritte einen großen Anteil haben und da es vornehmlich jüngere Mitglieder sind, die diesen Schritt tun, ist weiterhin eine sogenannte relative demographische Alterung der Kirchenmitglieder zu konstatieren. Die amtlichen Statistiken bestätigen nur, was eine jede und ein jeder allsonntäglich sehen kann: Diejenigen, die sich in den Pfarrgemeinden zur Feier der heiligen Messe versammeln, werden kontinuierlich älter und weniger.

Andererseits gehen die geplanten oder schon durchgeführten Zusammenlegungen von Pfarreien immer wieder auch über das Maß hinaus, das angezeigt wäre, sollte hiermit einfach nur der Mitgliederschwund in den Gemeinden kompensiert werden. Die entscheidendere Stellgröße für die gegenwärtigen Veränderungen scheint insofern die Anzahl der Priester zu sein. Im selben Zeitraum, in dem (auf ganz Deutschland bezogen) die Katholikenzahl um 10 % sank, verringerte sich schließlich die Anzahl der in der Pfarrseelsorge tätigen Priester um 26,6 %; und die Zahl der Priester nimmt weiter ab, da sprechen die Zahlen von 2010 eine deutliche Sprache: „Mit 120 neu eingetretenen Priesterkandidaten liegt die Zahl der Neuansmeldungen auf einem historischen Tiefstand. Das gleiche gilt für die Gesamtzahl von Seminaristen: 798, sowie für die Zahl der Neupriester: Nur 79 Männer wurden 2010 für den Dienst in den deutschen Bistümern geweiht.“¹ Doch es sind nicht allein immer weniger Männer bereit, den Beruf des Priesters zu wählen, es schwindet auch die Zahl von Frauen und Männern, die sich für die Berufe der/des Gemeinde- und Pastoralreferentin/en interessieren.

Nicht zuletzt aber ist Folgendes zu beachten: Seit Jahren beteiligen sich immer weniger Menschen aktiv in den Pfarrgemeinden und verteilen sich die freiwilligen Dienste auf immer weniger Schultern. Bei mancher Wahl zum Pfarrgemeinderat und Kirchenvorstand kann, weil nicht genügend Frauen und Männer zur Verfügung stehen, von einer Wahl kaum mehr gesprochen werden. Menschen wenden sich von „ihrer“ Pfarrgemeinde ab, weil sie sich dort, wo sie wohnen und eigentlich „hingehören“, personell und spirituell nicht (mehr) beheimatet und zugehörig fühlen. Sie wandern spirituell oder mit ihrem Engagement in eine andere Ortsgemeinde aus oder schließen sich einer Personalgemeinde an. Wieder andere finden, was sie suchen, in einem Kloster oder in den Angeboten einer kirchlichen Bildungseinrichtung.

An dieser Tatsache, dass heute die Gläubigen von sich aus darüber befinden, wann, wie und wo sie sich beteiligen, so sie sich denn überhaupt noch am kirchlich-pastoralen Leben beteiligen, ändert auch nichts, dass jede Katholikin, jeder Katholik kirchenrechtlich qua Wohnort einer Territorialpfarrei zugeordnet ist. Die Entscheidung, wo jemand die Liturgie mitfeiert, andere Veranstaltungen besucht oder sich engagiert, fällt heute – wenn es die eigene Mobilität zulässt – vielfach nach Kriterien wie die vorzufindende Ästhetik und die vertretene Theologie. Immer wichtiger werden das kulturelle Angebot, Sympathien für be-

stimmte hauptamtliche Seelsorger und Seelsorgerinnen oder mit anderen geteilte Lebenssituationen – und zwar unabhängig davon, wie sich die Gläubigen theologisch positionieren oder spirituell verorten mögen.

2. Selbständigkeit und Vertrauen

So steht die katholische Kirche Westeuropas zu Beginn des 21. Jahrhunderts in einer äußerst schwierigen Situation. Kirchlichkeit und die Beteiligung am kirchlichen Leben sind längst keine Selbstverständlichkeit mehr. Aus den ehemaligen „Schafen“, die ihren Hirten zur Seelsorge anvertraut waren, sind inzwischen Subjekte geworden, die eigenständig über ihren Glauben, ihr christlich-kirchliches Leben entscheiden, die ihrer Kirche auch kritisch gegenüber stehen, auf Missstände verweisen und nicht mehr bereitwillig alles ungefragt hinnehmen.

Dieses „Selbständigwerden“ der Christen und Christinnen ist für nicht wenige – gerade Verantwortliche – in der Kirche immer noch ungewohnt; und es stellt zumal auch in den Pfarrgemeinden eine Herausforderung dar. Insofern ist es auch nicht erstaunlich, dass manche im veränderten Beteiligungsverhalten so vieler Katholikinnen und Katholiken einen Glaubensmangel sehen und die Gründe dafür im gesellschaftlichen Umfeld der Kirche suchen. Aber es greift zu kurz, auf diese Weise die Ursachen für die schwierige Situation der Kirche allein außerhalb ihrer selbst oder in einem Mangel an einem nicht ‚genügenden‘ Glauben ihrer Mitglieder zu suchen. Mehr noch: Darin liegt ein deutliches innerkirchliches Krisenszenario, denn die innerkirchlichen Ursachen der Krise werden damit nicht zu Kenntnis genommen.

Eine vornehmlich negative Interpretation der Modernisierungsprozesse als Ursache von Orientierungslosigkeit, Bindungslosigkeit, Solidaritäts- und Verantwortungsverfall, Relativismus usw. verdeutlicht das nach wie vor ambivalente Verhältnis der Kirche – insbesondere ihrer Verantwortlichen – zur Moderne. Obgleich das II. Vatikanische Konzil der Kirche das Tor in die Welt öffnete, den Anspruch formulierte, die Kirche zu verheutigen und sie in der Welt und nicht ihr gegenüber zu verorten, blieb das Verhältnis der Kirche zur Moderne widersprüchlich. Die unterschiedlichen Interpretationen des II. Vatikanums, aber auch die sich in den letzten Jahren verstärkenden innerkirchlichen Flügelpkämpfe sind ein Ausdruck davon. Moderne Errungenschaften wie Sub-

jektivität, Selbstbestimmung, Autonomie, Gleichheit/Gerechtigkeit zwischen den Geschlechtern und vor allem Freiheit sind für viele in der Kirche auch heute noch höchst ambivalent besetzt.

Solange jedoch Subjektivität und Autonomie mit Willkür, Egoismus und Verantwortungslosigkeit gleichgesetzt werden, solange diese nur als eine Gefahr für den Glauben und nicht als seine Ermöglichung betrachtet werden, solange gelingt es uns in der Kirche nicht, den heutigen Menschen auf der Höhe ihres eigenen Bewusstseins zu begegnen und ihnen mit Vertrauen zu begegnen. Dann aber entstehen Angst und Argwohn, und statt Vertrauen in den Wunsch und die Bereitschaft der Menschen, das Evangelium Jesu Christi miteinander leben zu wollen und dafür Verantwortung zu übernehmen, herrscht Skepsis gegenüber ihrer „Rechtläubigkeit“, ihrem vor dem Gewissen verantworteten Handeln und ihrem „sentire cum ecclesia“, ihrem Sinnen und Fühlen mit der Kirche. Ein solcher Vertrauensmangel wirkt wenig einladend. Den Gläubigen eher autoritativ denn überzeugend gegenüberzutreten, wird der Erosion in den Gemeinden keinen Einhalt gebieten. „Es sind nicht die Christen, die fehlen“, schreibt der Erzbischof von Poitiers, Albert Rouet, „was fehlt, ist das Vertrauen, das man ihnen entgegenbringt.“²

3. Gemeinde: teilen und beteiligen

Im Nachgang des II. Vatikanischen Konzils etablierte sich für die Pfarrei der Begriff der Gemeinde bzw. der Pfarrgemeinde. Dabei handelte es sich allerdings um weit mehr als nur um einen Etikettenwechsel, unter dem dann doch alles beim Alten blieb.³ Gemeinde – pastoral verstanden – bedeutet, sich vom Bild der durch den Priester versorgten Gemeinde, in der die Gläubigen die Objekte und Adressaten der priesterlichen Pastoral waren, zu verabschieden und Gemeinde als den Ort zu verstehen, an dem alle aufgrund der in Taufe und Firmung empfangenen Gabe des Geistes Gottes an der Sendung der Kirche in der Welt mitwirken.

Nach *Lumen Gentium*, der Dogmatischen Konstitution des II. Vatikanischen Konzils über die Kirche, konstituiert sich diese und dementsprechend eine Gemeinde als „Zeichen und Werkzeug für die Gemeinschaft mit Gott und der Menschen untereinander“ (Konzilskonstitution *Lumen gentium* 1). Das beinhaltet eine doppelte Ausrichtung einer Gemeinde: Zum einen ist sie konstitutiv auf Jesus Christus bezogen, denn

nur der grundlegenden Initiative Gottes und dem Handeln Jesu verdankt sie sich (vertikale Dimension). Zum anderen bestimmt sie sich – wie Lumen gentium formuliert – durch die Gemeinschaft untereinander, und zwar sowohl durch die Gemeinschaft der Christinnen und Christen innerhalb der Gemeinde als auch durch die Gemeinschaft der einzelnen Gemeinde mit den anderen Gemeinden (Pfarreien) – im Bistum und letztlich in der Weltkirche (horizontale Dimension). Neben dieser sozusagen innerchristlichen Gemeinschaftsbestimmung umfasst dieses Konstitutivum von Gemeinde jedoch noch ein weiteres Moment: Die Tatsache, das sich Gemeinde nicht raum- und zeitlos ereignet, sondern in die konkreten Kontextbedingungen ihrer Umgebung eingebunden ist, die ihrerseits auf sie einwirken, bedeutet, dass die Gemeinde auch durch die Orte und Gegebenheiten mitbestimmt wird, an denen sie sich bildet und an denen gemeinsam das Evangelium Jesu Christi gelebt wird.

Gemeinde bedeutet das Teilen von Leben und Glauben, das Entdecken und Leben der Charismen, letztlich die Mitwirkung aller am Reich Gottes. Solches Tun setzt Verantwortung und Beteiligung voraus. Sich an etwas zu beteiligen und mit dem ganzen Herzen dabei zu sein setzt aber Vertrauen voraus, Vertrauen letztlich darin, dass der andere es gut mit mir meint und in mir und dem, was mich ausmacht, etwas Wertvolles sieht. Vertrauen, andere in ihrer Würde zu achten und ernst zu nehmen, und Beteiligung liegen eng zusammen: Wenn ich die anderen achte und in ihnen Wertvolles entdecke, dann werde ich sie an wichtigen Prozessen beteiligen. Nicht anders ist es in den gegenwärtigen Gemeinden und inmitten der derzeitigen Umbauprozesse: Dem Wunsch nach Beteiligung an wichtigen, alle betreffenden Entscheidungen entspricht der Wunsch nach Beteiligung auf Augenhöhe, der Wunsch, über das eigene „Schicksal“ (in welchen Formen und Strukturen der Glaube künftig gemeinschaftlich gelebt werden kann und soll) mitentscheiden zu können, sowie die Überzeugung, dass erst die verschiedenen Charismen inklusive des Charismas der Berufung zum Priesteramt zu einem „Ganzen“ führen. Beteiligung ist nicht „Mithelfen“ oder „Unterstützen“, Beteiligung meint die Übertragung von Verantwortung für Liturgie, für Verkündigung, für Diakonie, meint die Möglichkeit und die Fähigkeit zu selbstständigem verantwortetem Handeln im übertragenen Bereich aufgrund dessen, was das II. Vatikanische Konzil „gemeinsames Priestertum aller Gläubigen“ nennt.

Vor diesem Hintergrund zeigt sich nun aber die ganze Ambivalenz der gegenwärtigen Tendenz zur Schaffung größerer pastoraler Räume. Denn vorderhand können sie beides sein: gemeinde-hinderlich und gemeinde-förderlich. Sie können das Teilen von Glauben und Leben befördern, aber auch unterbinden. Größere pastorale Räume können in ländlichen Gebieten kirchliche Zentralorte entstehen lassen, um die ringsherum das Evangelium „ortlos“ wird. Sie können in städtischen Kontexten zum Auszug aus ganzen Stadtquartieren führen – und im Zweifelsfall dann aus den sozial prekären Vierteln. Sie können unter den Bedingungen eines Priestermangels und der zentralen Stellung des Pfarrers in der katholischen Kirche zu einer auch durch die Mittel moderner Organisation hypertrophen Hierarchisierung führen. Sie können schließlich zu weiterer Milieuverengung und zu einer weiteren religionsgemeinschaftlichen Abschließung der Kirche von der Zivilgesellschaft führen. Sie könnten jedoch auch der Pluralisierung der Lebensläufe und Lebensstile stärker Rechnung tragen und einer fortschreitenden Verengung der Pfarrei auf die „Mahlgemeinschaft der Wenigen“ wehren. Dies verlangte jedoch einen zweifachen Perspektivenwechsel.

4. Für die Menschen in Dorf und Stadt

Der erste Perspektivenwechsel greift das Moment der kontextuellen Einbindung christlicher Gemeinde auf und realisiert, dass christliche Gemeinden immer in kontextuelle Gefüge eingebunden sind, die nicht mit ihr selbst und Kirche identisch sind, z. B. in eine Stadt, in einen städtischen Ballungsraum, einen Landkreis, in soziale Gegebenheiten und Milieus usw. Nimmt man dies ernst, dann vermeidet dieser Perspektivenwechsel eine Engführung, die in den gegenwärtigen Planungen und Umstrukturierungen in den Bistümern zu beobachten ist: Die Veränderung der Pfarrstrukturen wird als ausschließlich „innere Angelegenheit“ der Religionsgemeinschaft Kirche betrachtet. Das ist sie natürlich, aber eben nicht nur. Kirche als „Zeichen und Werkzeug für die Gemeinschaft mit Gott und der Menschen untereinander“ (LG 1) im oben ausgeführten Sinn zu begreifen, bedeutet auch, die Bedürfnisse des jeweiligen Kontextes der Gemeinden, d. h. der Städte und Orte und der in ihnen lebenden Menschen, und zwar aller ihrer Menschen zu berücksichtigen und zum Kriterium der Planungs- und Realisierungsprozesse zu machen. Denn Kirche und Gemeinde sind

kein weltabgewandter und abgeschotteter Raum, sondern erheben selbst den Anspruch, öffentliche Religion zu sein und gesellschaftliche Prozesse mitzugestalten. Die Frage nach Gemeinde und Pfarrei ist sensibel, weil sie immer noch mehr betrifft als nur ihre Mitglieder und erst recht mehr als nur jene, die die Gottesdienste feiern.

Das konkrete Umfeld wahrzunehmen, in das Gemeinde eingebettet ist, bedeutet nicht, sich von Kommunen mit leerem Geldsäckel die Anzahl der vorzuhaltenden Kindergartenplätze vorschreiben zu lassen, aber es heißt gleichwohl, die Chancen wahrzunehmen, die in einem aktiven Austausch mit dem jeweiligen säkularen Umfeld liegen. So bringt die Vernetzung der verschiedenen Dimensionen von territorialer und kategorialer Seelsorge, von einrichtungs- und gemeindebezogener Seelsorge den Vorteil mit sich, dass die unterschiedlichen pastoralen Sichten und Interessen, in denen sich die Stadt mit ihren Menschen und Quartieren spiegelt, zueinander finden können. Angesichts der immer auch unterschiedlichen Interessen von territorialer Gemeinde, kategorialer Pastoral und politischer Gemeinde als säkularem Umfeld stellt dies sicher kein leichtes Unterfangen dar. Die Versäulung aufzubrechen, die es nicht nur in den städtischen Verwaltungen, sondern auch in der Pastoral gibt, könnte sich jedoch z. B. fruchtbar für und auf eine lebensraumorientierte Diakonie auswirken.

Eine zweite entscheidende Chance liegt darin, dass nur ein Perspektivenwechsel, der von der kommunalen Gemeinde aus auf die Kirchengemeinde schaut, auch der Gefahr wehren kann, soziale Segregationen kirchlich zu verdoppeln, wenn es z. B. um den Erhalt von Kirchen und anderen Gebäuden geht. Denn mindestens ist die Gefahr gegeben, dass alte Mutterpfarreien die Gewinner von Fusionen sind und Zentralfunktionen erhalten, die sich jedoch mit der Stadtentwicklung nicht mehr decken. Zudem besteht die Gefahr, dass die prekären Stadtviertel ein weiteres Mal marginalisiert werden: Die zur Vermeidung solcher Marginalisierung erforderliche Solidarität zwischen den ehemals selbstständigen Pfarreien, die in Zukunft Pfarrbezirke sein werden, und die gerechte Verteilung der Sach- und Finanzmittel stellen eine der großen Herausforderungen in den derzeitigen Fusionsprozessen dar.

Den Perspektivwechsel zuzulassen und damit unter anderem auch den Blick der Stadt auf die kirchliche Gemeinde zuzulassen, hieße auch zu realisieren, was der Gottesspruch des Propheten Jeremia von den Exilierten in Babylon gefordert hat: „Bemüht euch um das Wohl der Stadt,

in die ich euch weggeführt habe, und betet für sie zum Herrn; denn in ihrem Wohl liegt euer Wohl“ (Jer 29,7).

5. Viele kleinere Gemeinden

Es ist allerdings noch ein zweiter Perspektivenwechsel nötig. Damit größere pastorale Räume am Ende nicht doch zu anonymen Großpfarreien werden und damit zu Strukturen ohne Leben, ist eine Art von „innerer Differenzierung“ unabdingbar. Die Lebendigkeit innerhalb der pastoralen Räume bzw. Großpfarreien wird sich auch daran entscheiden, inwieweit in ihnen Gemeinde bzw. Gemeinden zugelassen werden. Binnendifferenzierung schließt unabdingbar das Zulassen von Beteiligung ein und bedeutet, wo immer (kleine) Gruppen von Gläubigen (vgl. Mt 18,20) sich als Gemeinden innerhalb des pastoralen Großraums entwickeln und existieren, diese zu fördern und zu unterstützen. Schon vorhandene Erfahrungen mit Fusionen von Pfarreien zeigen, dass dies alles andere als selbstverständlich ist, dass vielmehr die Gefahr droht, nun alle Gruppen, von Verbandsgruppen bis hin zu Rosenkranzbeterinnen, ebenfalls „fusionieren“ zu wollen.

Eine echte innere Differenzierung größerer pastoraler Räume oder großer Pfarreien ist aber nur dann möglich, wenn es auch ein echtes Vertrauen und Zutrauen der Pfarrer in die selbstverantwortliche Beteiligung der Gläubigen gibt. Wo es an Vertrauen und Zutrauen fehlt, da werden Pfarrer nur zulassen, was sie auch überwachen können; wo aber im größeren pastoralen Raum nur zugelassen wird, was auch kontrolliert werden kann, wird der Raum groß und das Leben gering sein. Eine Vielzahl von (kleineren) Gemeinden muss es jedoch innerhalb der größeren pastoralen Räume nicht deshalb geben, um die Pfarrei besser organisieren zu können oder um auf diese Weise z. B. den Pfarrer zu entlasten, sondern weil es ein gemeinsames Priestertum aller Gläubigen gibt und weil Menschen im Glauben gerufen sind, in ihren Lebenssituationen und an ihren Lebensorten das Evangelium präsent werden zu lassen. Diesen durch das gemeinsame Priestertum aller Gläubigen gegebenen Anspruch zu unterschreiten hieße, die durch es selbst gegebene Autorität der Gläubigen zu unterlaufen.

Erfahrungen aus Pfarrgemeinden, die schon heute lange ohne eigenen Pfarrer ihr Gemeindeleben gestalten, belegen, dass Gemeinden in-

nerhalb größerer Pfarrverbünde oder pastoralen Räume dann lebensfähig sind, wenn die ehrenamtlich Engagierten wirklich selbstständig und eigenverantwortlich handeln können. Es bedarf in diesen Gemeinden einer – auch durch entsprechende Beauftragungen geregelten und gesicherten – ständigen Bemühung um die Liturgie, die Verkündigung und die Diakonie; und damit wäre zugleich auch ein Kriterium für eine solche Differenzierung gegeben: Gemeinde ist dort, wo Liturgie, Verkündigung und Diakonie sind; und zwar in der jeweilig örtlichen bzw. der jeweiligen Gemeinschaft oder Gruppe möglichen Weise.

Ein solches Verständnis von Gemeinde erfordert jedoch auch die Reflexion der Rollenverständnisse der hauptamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Denn in einem derartig strukturierten größeren pastoralen Raum werden Priester und Diakone ebenso wie Pastoral- und Gemeindereferentinnen und -referenten ihren Dienst so ausüben, dass andere in dem, was sie selbst können, nicht eingeschränkt oder gar ersetzt werden. Pastoraler Dienst wird dann zunehmend Dienst an anderen Diensten sein und die Aufgabe haben, der Gemeinschaft im Glauben und der Gemeinschaft unter den verschiedenen Gemeinden zu dienen. Denn diese Gemeinden, die nun entstehen, sind keine „autarken“ Pfarreien oder Pfarrgemeinden mehr, die niemand anderes brauchen, weil sie selbst alles haben. Im Gegenteil, sie werden nur im Austausch und im Teilen mit anderen Gemeinden Gemeinde sein können. Die Feier der Eucharistie wird dann zum konstitutiven Element von Gemeinde: Sie verbindet die feiernde Gemeinde *mit* Jesus Christus *und* den anderen Gemeinden, mit denen gemeinsam sie die Kirche bildet.

Weiterführende Literatur:

Katholische Kirche in Deutschland. Statistische Daten 2007 (=Arbeitshilfen 231), Bonn 2009.

„Mehr als Strukturen ...“. Neuorientierung der Pastoral in den (Erz-)Diözesen. Ein Überblick, hg. v. Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn 2007 (= Arbeitshilfen, 216).

Feiter, Reinhard: Die Neuordnung der parochialen Strukturen in den deutschen Bistümern. In: Göllner, Reinhard (Hg.): Das Ruhrbistum in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. 50 Jahre Bistum Essen, Münster 2010, 83–104.

Feiter, Reinhard; Müller, Hadwig (Hg.): Was wird jetzt aus uns, Herr Bischof? Ermutigende Erfahrungen der Gemeindebildung in Poitiers, 3. Aufl., Ostfildern 2010.

Könemann, Judith: Konsequenzen aus den pastoralen Entwicklungen für die Erwachsenenbildung. In: Erwachsenenbildung 57(2010), 146–150.

Könemann, Judith: ‚Berührbarkeit‘ als zentrale Kategorie der Pastoral. In: Pastoraltheologische Informationen 27(2007)2, 110–119.

Könemann, Judith: Gott im Zeichen der Subjektivität. Herausforderungen für Verkündigung, Bildungsarbeit und Seelsorge. In: Fresacher, Bernhard (Hg.): Neue Sprachen für Gott. Aufbrüche in Medien, Literatur und Wissenschaft, Ostfildern 2010, 123–138.

Schmälzle, Udo (in Zusammenarbeit mit Stefan Schürmeyer, Torsten Gunne-
mann, Markus Therre und Ana Honnacker): Menschen, die sich halten –
Netze, die sie tragen. Analysen zu Projekten der Caritas im lokalen Lebens-
raum (Diakonik 6), Münster 2008.

Anmerkungen

¹ Baur, Franz Joseph: Erhebung der Zahlen 2010 aus dem Bereich der Deutschen Regentenkonferenz. Im Internet unter <http://priesterseminare.org/inhalt/69-erhebung-der-zahlen-2010-aus-dem-bereich-der-deutschen-regentenkonferenz/> (6.4.2011).

² Rouet, Albert: Auf dem Weg zu einer erneuerten Kirche. In: Feiter, Reinhard; Müller, Hadwig (Hg.): Was wird jetzt aus uns, Herr Bischof? Ermutigende Erfahrungen der Gemeindebildung in Poitiers, 3. Aufl., Ostfildern 2010, 17–42, 36.

³ In rechtlicher Hinsicht blieb jedoch der Begriff „Pfarrei“ immer erhalten, die rechtliche Form der Gemeinde ist die Pfarrei, wodurch sich auch der Sprachgebrauch im Rahmen der Fusionsprozesse erklärt. Zudem ist der Begriff „Gemeinde“ rechtlich nie aufgenommen worden, so findet sich im CIC von 1983 auch nur der Begriff der Pfarrei.